



Amts-Blatt der Stadt Wiesbaden.

Tägliche Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger.

Nr. 237.

Donnerstag, den 8. Oktober 1908.

23. Jahrgang.

Amtlicher Teil.

Gewerbegerichtswahl.

Zur Vornahme der Wahl werden
a. die Arbeitgeber
auf Montag, den 9. November 1908, von 10 Uhr morgens bis 2 Uhr nachmittags
b. die Arbeitnehmer
auf Dienstag, den 10. und Mittwoch, den 11. November 1908, von 4 bis 8 Uhr abends eingeladen.

Die Wahl findet im Stadtverordneten-Saal des Rathauses, Zimmer Nr. 38 statt. Sie ist unmittelbar und geheim. Das Wahlverfahren regelt sich nach den Grundrissen der Verhältnisswahl mit gebundenen Listen. Es kann bei Abweisung der Ungültigkeit der Stimme nur für unveränderte Vorschlagslisten gestimmt werden, die beim Magistrat in der Zeit vom 16. bis 31. Juli 1908 eingereicht worden sind.

Das Wahlrecht wird in eigener Person durch verdeckten Stimmzettel ohne Unterschrift ausgeübt. Die Stimmzettel müssen von weissen Papier sein, dürfen kein äußeres Kennzeichen an sich tragen und sind von den Wählern in einem von Amts wegen zur Verfügung gestellten Umschlag, der kein Kennzeichen haben darf, abzugeben.

An der Wahl können sich als Wähler nur solche Personen beteiligen, die in den Wählerlisten eingetragen sind. Die Anmeldebefcheinigungen sind als Legitimation bei der Wahlhandlung vorzulegen.

Wiesbaden, den 5. Oktober 1908.

Der Vorsitzende des Wahlausschusses
H. V.
Vorgmann.

Bekanntmachung.

Wir bringen hierdurch zur öffentlichen Kenntnis, daß aus technischen und finanziellen Gründen in denjenigen Straßen im Reichsbild der Stadt, welche umgebaut und mit empfindlicher Decke aus Asphalt, Holz, Kleinfestplatten, Mosaik, Platten od. dergleichen versehen wurden, während eines Zeitraumes von 5 Jahren nach Vollendung des Umbaus die nachträgliche Verlegung oder Veränderung unterirdischer Querschlüsse an die städtischen Leitungen — von Betriebsunfällen abgesehen — nur ausnahmsweise und auch dann nicht mehr unter den sonst üblichen Bedingungen zugelassen werden kann.

Alle beteiligten Hausbesitzer haben daher vor dem betreffenden Umbau, dessen Beginn rechtzeitig durch das städtische Straßenbauamt im Amtsblatt öffentlich bekannt gemacht wird, die erforderlichen Querschlüsse durch die zuständigen städtischen Bauverwaltungen ausführen zu lassen.

Wenn nachträglich beantragte Querleitungen innerhalb obiger Sperrezeit ausnahmsweise hergestellt werden sollen, so kann dies nur unter der Bedingung geschehen, daß zu den entstandenen Kosten des Aufbruchs und der Wiederherstellung des Straßenkörpers ein Zuschlag von 100 Proz. zu zahlen ist.

In der Frostopperiode vom 15. November bis zum 1. März dürfen obererwähnte empfindliche Befestigungsarten — von Betriebsunfällen abgesehen — überhaupt nicht aufgebracht werden.

Wiesbaden, den 1. November 1908 — 21. Februar 1909. 14461

Der Magistrat.

Wiederholt veröffentlicht im Oktober 1908.

Bekanntmachung.

Es wird hiermit zur öffentlichen Kenntnis gebracht, daß wieder die Stadtdienster nach sonstiger städtischer Bedienstete zur Empfangnahme der zur Stadt- und Steuerkasse zu entrichtenden Geldbeiträge berechtigt sind.

Nur an die mit der Zwangsvollstreckung beauftragten Vollziehungsbeamten kann zur Abwendung der Pfändung rechtsgültige Zahlung erfolgen.

Wiesbaden, den 2. Oktober 1908. 14406

Der Magistrat.

Aufforderung.

Die Versicherung von Gebäuden gegen Feuer- und Diebstahl.

Die Gebäudebesitzer werden hierdurch ersucht, Anmeldungen wegen Erhöhung, Aufhebung oder Veränderung bestehender Gebäudeversicherungen, sowie Neuannahmen von Gebäuden in die Kaiserliche Brandversicherungsanstalt für das Jahr 1909 in dem Rathaus, Zimmer 42 in den Vormittagsdienststunden bis zum 20. Oktober d. Jahres machen zu lassen.

Es handelt sich hier nur um Gebäude-Aufnahmen pp., die gelegentlich des allgemeinen jährlichen Kundgebens mit Wirkung vom 1. Januar 1909 erfolgen sollen.

Wiesbaden, 23. Sept. 1908. 1440

Der Magistrat.

Bekanntmachung.

In dem städtischen Gebäude Schornhorststraße Nr. 16 (Ranal-Bauhof) ist ein Laden mit Wohnzimmern und darunter liegendem großen Keller zu vermieten.

Angebote sind bis spätestens den 15. Oktober d. J. im Rathaus, Zimmer Nr. 44 — wo auch nähere Auskunft erteilt wird, abzugeben.

Wiesbaden, den 19. September 1908.

Der Magistrat.

Bekanntmachung.

betr. An- und Abmeldung von Gewerbebetrieben.

Die hiesigen Gewerbebetreibenden werden zur Vermeidung von Verzögerungen gegen die bestehenden gesetzlichen Bestimmungen darauf aufmerksam gemacht, daß gemäß § 52 des Gewerbeverordnungs-Gesetzes vom 24. Juni 1891 und der dazu ergangenen Anweisung des Herrn Finanzministers vom 1. November 1893, Abschnitt IV, Artikel 25, ein jeder, welcher hier den Betrieb eines stehenden Gewerbes aufnimmt, dem Magistrat vorher oder spätestens gleichzeitig mit dem Beginn des Betriebs Anzeige davon zu machen hat. Die Anzeige hat schriftlich zu erfolgen; sie kann auch im Rathaus, Zimmer 29, mündlich während der üblichen Vormittagsdienststunden zu Protokoll gegeben werden.

Diese Verpflichtung trifft auch denjenigen, welcher

- a) das Gewerbe eines anderen übernimmt und fortsetzt,
- b) neben seinem bisherigen Gewerbe oder anstelle desselben ein anderes Gewerbe anfangt.

Wer die gesetzliche Verpflichtung zur Anmeldung eines steuerpflichtigen Gewerbes innerhalb der vorgeschriebenen Frist nicht erfüllt, verfällt nach § 70 des Gewerbeverordnungs-Gesetzes in eine dem doppelten Betrag der einjährigen Steuer gleichen Geldstrafe, daneben ist die vorerwähnte Steuer zu entrichten.

Das Aufheben eines steuerpflichtigen Gewerbes ist dagegen nach § 10, Absatz 2 des Gesetzes vom 14. Juli 1893 und Artikel 28 der cit. Anweisung bei dem Herrn Vorsitzenden des für die Veranlagung zuständigen Steueramtes der Gewerbeverordnungs-Klassen 1 bis 4, Friedrichstr. 32 hier, schriftlich abzumelden.

Wird ein Gewerbebetrieb eingestellt, aber nicht rechtzeitig abgemeldet, so ist die Gewerbesteuer nach § 83 des Gewerbeverordnungs-Gesetzes bis zur Abmeldung fortzuentrichten.

Wiesbaden, den 21. September 1908.

14401 Steuerverwaltung.

Städtische

Säuglings-Milch-Anstalt.

Trinkfertige Säuglingsmilch die Tagesportion für 22 Pfennig erhält jede mündelheimliche Mutter auf das Attest jedes Arztes in Wiesbaden.

Abgabestellen sind errichtet:

1. in der Allgemeinen Poliklinik, Helenenstr. 19,
2. in der Augenheilklinik für Arme, Kapellenstr. 42,
3. in der Blücherapothek, Dohheimerstr. 81,
4. in der Christlichen Heilanstalt, Oranienstr. 53,
5. in der Drogerie Gerstein, Wellstr. 39,
6. in der Drogerie Rille, Rottstr. 12,
7. in der Drogerie Müller, Bismarckstr. 31,
8. in der Drogerie Ruppel, Rheinstr. 55,
9. in dem Heiligtum zum hl. Geist, Friedrichstr. 24,
10. in der Kaffeehaus, Marktstr. 13,
11. in der Krippe, Gutfahrtsstr. 20/22,
12. in der Paulinenstiftung, Schiersteinerstr. 31,
13. in dem Städt. Krankenhaus, Schwalbacherstr. 33,
14. in dem Städt. Schlachthaus, Schlachthausstr. 24 und
15. in dem Wöchnerinnen-Hosp., Schöne Aussicht 18.

Bestellungen sind gegen Ablieferung des Attestes dort zu machen.

Unentgeltliche Belehrung über Pflege und Ernährung der Kinder und Ausstellung von Attesten erfolgt in der Mutterberatungsstelle (Marktstr. 1/3) Dienstags, Donnerstags u. Samstags, nachmittags von 5 bis 6 Uhr.

Gemittelte Mütter erhalten die Milch gegen Einreichung des ärztlichen Attestes bei der Säuglingsmilchanstalt, Schlachthausstr. 24, frei ins Haus geliefert, und zwar:

Ar. I der Mischung zum Preise von 10 Pfg. für die Flasche; Ar. II der Mischung zum Preise von 12 Pfg. für die Flasche; Ar. III der Mischung zum Preise von 14 Pfg. für die Flasche; Ar. IV der Mischung zum Preise von 14 Pfg. für die Flasche.

Wiesbaden, den 9. September 1908.

13888 Der Magistrat.

Bekanntmachung.

Um Angabe des Aufenthalts folgender Personen, welche sich der Fürsorge für hilfsbedürftige Angehörige annehmen, wird ersucht:

1. des Tagelöhners Jakob Benzel, geb. 12. 2. 1863 zu Niederhadamar. — 2. des Schlossers Georg Berghof, geboren am 20. August 1871 zu Wiesbaden. — 3. des Tagelöhners Johann Bider, geboren am 17. März 1866 zu Schlitz. — 4. der ledigen Dienstmagd Karoline Vogt, geb. 11. 12. 1864 zu Weilmünster. — 5. des Schmiedehilfs Peter Buhr, geb. 8. 8. 1862 zu Weiler. — 6. des Büfflers Albert Berger, geb. 25. Febr. 1872 zu Feuerbach. — 7. des Tagelöhners Georg Christ, geboren am 3. 12. 1862 zu Kemel. — 8. des Mühlenbauers Wilhelm Fahl, geboren am 9. 1. 1868 zu Oberoffleben. — 9. des Tagelöhners Wilhelm Feig, geboren am 17. September 1864 zu Borsdorf. — 10. der Ehefrau Theob. Hellmeier, Philippine, geb. Crispinus, geb. am 7. 6. 1872 zu Altep. — 11. des Dachdeckers Anton Hill, geboren am 2. August 1876 zu Düsselbach. — 12. des Tagelöhners Albert Kaiser, geb. am 20. 1. 1866 zu Sommerda. — 13. der ledigen Anna Klein, geb. am 25. 2. 1882 zu Ludwigsbach. — 14. des Tapeziererhilfs Wilh. Rapp, geb. am 27. 3. 1874 zu Wiesbaden. — 15. des Tagelöhners Radosch Rausheimer, geb. am 28. 8. 1874 zu Winkel. — 16. des Tapezierers Karl Rehm, geb. am 8. 11. 1867 zu Wiesbaden. — 17. des Kaminbauers Wilhelm Reichardt, geb. am 26. 7. 1823 zu Scherolshausen. — 18. des Schmieds Ludwig Schäfer, geb. am 14. 7. 1868 zu Rosbach. — 19. des Installateurs Heinrich Schneider, geb. am 17. 3. 1872 zu Kroggingen. — 20. des Kaufm. Hermann Schnabel, geb. am 27. 4. 1882 zu Wehlar. — 21. des Steinbauers A. Schneider, geb. am 21. 8. 1872 zu Rautod. — 22. der ledigen Bäckerin Anna Schneider, geb. 21. 1. 84 zu Sonnenberg. — 23. der ledigen Dienstmagd Karoline Schöffler, geb. am 20. 3. 1879 zu Weilmünster. — 24. des Kaufm. Max Schöndamm, geb. am 29. 5. 1877 zu Oberdollenberg. — 25. der led. Margaretha Schorr, geb. 23. 2. 1871 zu Heibelberg. — 26. der led. Lina Simon, geb. 10. 2. 1871 zu Halger. — 27. des Tagelöhners Chr. Vogel, geb. am 9. 9. 1868 zu Weinberg. — 28. des Tagelöhners Friedr. Wille, geb. am 9. 8. 1882 zu Rautkirchen. — 29. der Ehefrau des Kaufmanns Jakob Zinser, Emilie, geb. Wagners, geb. am 9. Dez. 1872 zu Wiesbaden. — 30. des Tagelöhners Adolf Zewalter, geb. am 19. 9. 1871 zu Weinbach. — 31. der led. Anna Zewalter, geb. am 23. 9. 1880 zu Großriedel. — 32. des Flaschenbierhändlers Heinrich Zücker, geb. am 18. 7. 1867 zu Wiesbaden.

Wiesbaden, den 1. Oktober 1908. 14405

Der Magistrat. — Armen-Verwaltung.

Bekanntmachung.

In der Schlichterwerkstatt (Möbelfabrikstraße) werden mechanisch gebrochene und sortierte Schladen und Asche abgegeben, und zwar in folgenden Größen und Gewichten:

1. Flugasche 1 To. enthält 1,4 bis 1,7 Abmtr.
2. Feinstroh (Asche und Stäbchen) bis 10 Millimeter, auf Wunsch auch bis 25 Millimeter (Abmessung) 1 To. enthält 1,2 bis 1,3 Abmtr.
3. Mittelforn (Stäbe von 1 zu 4 Abmtr. Abmessung) 1 To. enthält 1,3 Abmtr.
4. Grobforn (Stäbe von 4 zu 7 Abmtr. Abmessung) 1 To. enthält 1,15 bis 1,25 Abmtr.

Der Preis für 2. ist bis auf weiteres 50 Pfg. für 1 To., desgleichen der Preis für unsortierte Schladen, sofern Vorrat vorhanden ist.

Der Preis für 1, 3 und 4 ist 1 Pfg. für eine Tonne nach besonderer Preisliste. Sofern ein Unternehmer 100 Tonnen im Laufe von vier Wochen abholt, wird ihm nach dieser Zeit 10 Prozent zurückvergütet. Bei Abnahme der doppelten Menge in der Zeit 15 Prozent.

Auf schriftliche oder mündliche Anfrage (Maschinenbauamt Friedrichstraße Nr. 15, Zimmer Nr. 21) erhalten Interessenten Angabe über Betonmischung u. f. w., die sich in anderen Städten bei Verwendung von Reibrichschladen bewährt haben.

Wiesbaden, den 9. September 1908.

14425 Städtisches Maschinenbauamt.

Ausschreiben.

Der bisher von dem Hotelbesitzer H. Cron jr. als Weinkeller gepachtete Kellerraum unter dem Feuerwehrgelände ist zum 1. Dezember 1908 anderweitig zu verpachten.

Die Pachtkonditionen können in unserer Registratorat Neugasse 6a, Eingang Schulgasse, eingesehen werden.

Pachtgebote sind alsbald an uns einzureichen.

Wiesbaden, 17. Sept. 1908. 14424

Städtisches Magistrat.

Bekanntmachung.

Der Fruchtmarkt beginnt während der Wintermonate — Oktober bis einschließlich März — um 10 Uhr vormittags. 14087

Städt. Kasse-Amt.

Bekanntmachung.

Die Lieferung der für das städtische Krankenhaus in der Zeit vom 1. November 1908 bis 31. Oktober 1909 erforderlichen Kartoffeln und zwar

ca. 100 000 Kilo Speisekartoffeln, ca. 5000 Kilo Maisskartoffeln, soll im Submissionswege vergeben werden.

Reflektanten wollen ihre Offerten, postmäßig versiegelt und mit der Aufschrift: „Submission auf Kartoffeln 1909“ versehen, bis zum Eröffnungstermin:

Dienstag, 20. Oktober 1908, vormittags 10 Uhr, in dem Bureau des städtischen Krankenhauses abgeben, wofür auch die Lieferungsbedingungen offen liegen, welche vorher einzusehen und zu unterschreiben sind.

Der Offerte sind Probekartoffeln beizufügen. Wiesbaden, 20. September 1908. 14428

Städtisches Krankenhaus.

Verdingung.

Die Lieferung von 200 Stück Toppfen aus wasserfestem Schieferstein und 200 Stück Strahlhaken für die Arbeiter der Straßenreinigung sollen im Wege der öffentlichen Ausschreibung vergeben werden.

Angebotsformulare und Verdingungsunterlagen können während der Vormittagsdienststunden im Rathaus Zimmer 53 eingesehen, auch dort gegen Vorkasse oder bestellgeldfreie Einreichung von 50 Pfg. (keine Briefmarken und nicht gegen Postnachnahme) und zwar bis zum letzten Tage vor dem Termin bezogen werden.

Verschiedene Angebote sind spätestens bis Dienstag, den 13. Oktober 1908, vorm. 11 Uhr, im Zimmer Nr. 53 einzureichen.

Die Eröffnung der Angebote erfolgt in Gegenwart der etwa erscheinenden Anbieter.

Nur die mit dem vorgeschriebenen und ausgefüllten Verdingungsformular eingereichten Angebote werden bei der Zuschlagserteilung berücksichtigt.

Zuschlagsfrist: 28 Tage. Wiesbaden, den 1. Oktober 1908. 14461

Städtisches Straßenbauamt.

Verdingung.

Die Zimmerarbeiten für den Erweiterungsbau der Höheren Mädchenschule II an der Dohheimerstraße zu Wiesbaden sollen im Wege der öffentlichen Ausschreibung vergeben werden.

Verdingungsunterlagen und Zeichnungen können während der Vormittagsdienststunden im Verwaltungsgebäude Friedrichstraße 15, Zimmer Nr. 9 eingesehen, die Angebotsunterlagen ausschließlich Zeichnungen auch von dort gegen Vorkasse oder bestellgeldfreie Einreichung von 30 Pfg. (keine Briefmarken und nicht gegen Postnachnahme) bis zum 14. Oktober, mittags 12 Uhr, bezogen werden.

Verschiedene Angebote sind spätestens bis Freitag, 16. Oktober 1908, vormittags 10 Uhr, hierher einzureichen.

Die Eröffnung der Angebote erfolgt in Gegenwart der etwa erscheinenden Anbieter.

Nur die mit dem vorgeschriebenen und ausgefüllten Verdingungsformular eingereichten Angebote werden berücksichtigt.

Zuschlagsfrist: 30 Tage. Wiesbaden, 7. Oktober 1908. 14552

Städtisches Hochbauamt.

Verdingung.

Die Errichtung einer Abwasseranlage für die Gebäude des Straßenbahnhofs Mainlandstraße soll im Wege der öffentlichen Ausschreibung vergeben werden.

Verdingungsunterlagen und Zeichnungen können während der Vormittagsdienststunden im Verwaltungsgebäude, Friedrichstraße 15, Zimmer Nr. 20 eingesehen, die Angebotsunterlagen ausschließlich Zeichnungen auch von dort gegen Vorkasse oder bestellgeldfreie Einreichung von 50 Pfennig bezogen werden.

Verschiedene Angebote sind bis spätestens Montag, den 12. Oktober 1908, vormittags 10 Uhr hierher einzureichen.

Die Eröffnung der Angebote erfolgt in Gegenwart der etwa erscheinenden Anbieter.

Nur die mit dem vorgeschriebenen und ausgefüllten Verdingungsformular eingereichten Angebote werden berücksichtigt.

Zuschlagsfrist: 14 Tage. Wiesbaden, den 5. Oktober 1908.

Städtisches Maschinenbauamt.

Metzer Dombau-Geldlose
Rote + Geldlose

à 5 Mk., halbe 2,50 Mk. Erste Ziehung, 13. u. 14. Okt., zweite Ziehung, 6. u. 7. Nov. Jedes zur ersten Ziehung gekaufte u. in derselben nicht mit Gewinn gezogen. Los nimmt — ohne jede Nachzahlung — an der zweiten Ziehung teil. Losporto u. beide Gewinnlisten 40 Pf. extra. Hauptgew. à 100 000 Mk. 30 000 Mk. etc. à 3,50 Mk., Ziehung 20. — 24. Oktober, Hauptgew. 100 000 Mk. Liste und Losporto 30 Pf. extra empfiehlt die Glücks-Kollekte Carl Cassel, Kirchgasse 40 und Marktstrasse 10. 14432



Kaufhaus Gruben

Michelsberg 15, Fernsprecher 852.

Donnerstag, 8. Freitag, 9. Samstag, 10. Okt. sind die letzten billigen Verkaufstage.

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 237.

Donnerstag, den 8. Oktober 1908.

23. Jahrgang.

Polar-Eis.

Originalroman von Walter Schmidhäuser.

(Fortsetzung.)

Mit dem Grafen waren Leonore und Bodo gekommen, Bruno war in Begleitung seiner Braut und seines Schwiegersvaters gereist, die geologische und geographische Gesellschaft, die Akademie der Wissenschaften, der König selbst, hatten ihre Vertreter gesandt und nach einer ersten, aber von hoher Begeisterung getragenen Rede Roberts, die markig hinauslang über die atemlos laufende Menge bis hinüber zu den grünen Wässern, die den Bug der Schiffe leise plätschernd umspülten, schleuderte Leonore in weitem Bogen die Champagnerflasche gegen die Schiffsplanen, wo sie krachend zersplitterte und den goldenen Schaum versprühte.

So hatte Leonores Mund das Schiff, das den Gatten hinaustragen sollte, „Herbert“ getauft.

„Deines Kindes Name wird Dir mehr Glück bringen, als der meinige!“ hatte sie ihm vor wenigen Tagen gesagt, und mit einem düsteren Neigen des Hauptes hatte er seine Zustimmung gegeben. Auch die „Beate“ empfing ihren Weihegruß, und unter tausendstimmigem Jubel der Menge schloß die kurze Feier.

Und nun galt es, die Abreise vorzubereiten — mit bangem Herzen die letzte schmerzliche Pflicht zu erfüllen — Abschied zu nehmen!

Drei Wochen später donnerten von den Hafenbastionen die Salutsschüsse, der letzte Abschiedsgruß der Heimat, den beiden Schiffen nach, die bei strahlendem Sonnenschein ihre geheimnisvolle Fahrt angetreten hatten.

Flatternd im Winde wiegten sich die Wimpel, die ihre Namen trugen, ab und zu löste sich aus den kleinen Schiffswänden eine kleine Rauchwolke, und ein kurzer Kanonenschuß donnerte zum Lande zurück.

Auf Deck unterschied man lange Zeit deutlich die Gestalten der kühnen Seefahrer, die in blindem Vertrauen ihrem Führer folgten in Regionen, welche noch keines Schiffes Kiel durchquert, wo alles Leben aufhört, und die Natur selbst erstarrt liegt im ewigen Schlaf zwischen wogenden Eisschollen.

Unbeweglich stand Leonore neben Bodo, das Tuch in der Hand.

Neben dem alten Landberger, dem es unaufhörlich um die Mundwinkel zuckte, stand Beate, und Träne um Träne kam über ihr blaßes Gesicht.

Und rund umher warteten andere, all die Angehörigen von Roberts mutigen Schicksalsgenossen, bis die Schiffe längst ihren Blicken entschwunden waren, und nur ein schmales Rauchwölkchen die Stelle bezeichnete, wohin sie ihren Kurs genommen.

Würden sie wiederkehren, die dort so hoffnungsfreudig hinausgezogen?

Und wann würden sie heimkehren zu den Ihrigen, deren Gedanken sie begleiteten wie fromme Gebete?

Ja — wann? — — —

Aus Bodo — vor dem Einlaufen ins Weiße Meer, kam die letzte Botschaft — das letzte Lebewohl an die Heimat und alles, was dort zurückgeblieben war — dann war das Band zerrissen zwischen ihnen und der bewohnten Erde.

Dann hörte man nichts mehr von ihnen!

Wieder war es Frühling geworden, ein langes Jahr war vorüber.

(Nachdruck verboten.)

Von der Nordpolexpedition des Grafen Jfingen hatte man nichts wieder gehört. Eine Zeitlang hatten die Tagesblätter spaltenlange Artikel gebracht, dann war nur hie und da in wissenschaftlichen Zeitschriften noch irgend eine Notiz über das Unternehmen aufgetaucht, und endlich hatte allmählich der breite Strom des täglichen Lebens diese Episode verwischt.

Nur die Beteiligten hielten die Erinnerung dauernd frisch, nur in einem verschwindend kleinen Kreise war noch immer die Rede von dem Häuflein todesmutiger Männer, die vor einem Jahre hinausgezogen waren, scheinbar Unmögliches zu wagen.

Gräfin Leonore war aus dem Geräusche der Großstadt, in dem sie sich nie so völlig hatte zurechtfinden können, nach Schloß Jfingen zurückgekehrt, wo sie in vollkommener Zurückgezogenheit der Erziehung ihres Kindes und ihren Pflichten als Herrin der ausgedehnten Besitzungen lebte.

Und damit hatte eine Natur, wie die ihre, vollauf zu tun.

Auch war sie dort nicht mehr so allein wie früher, denn in Beate hatte sie ein Wesen gefunden, dessen Nähe ihr wohlthat, mit dem sie harmonierte und dessen warme Herzlichkeit ihr sichtlich zum Bedürfnis wurde.

Sie hatte sich an das junge Mädchen immer fester angegeschlossen, und bald gab es zwischen den beiden Frauen kein Geheimnis mehr.

Beate war in dem Jahre ganz merkwürdig ernster und reifer geworden, die Trennung von dem Manne, den sie aufrichtig lieb hatte, war nicht ohne tiefen Eindruck in ein schweres, unvermeidliches Geschick, die sie ruhiger und ernster stimmte, als sonst junge Mädchen ihres Alters zu sein pflegen.

Auch Bodo, der ewig Heitere und Lebensfreudige, hatte sich sichtlich verändert.

Und diese Veränderung hatte ihre sehr triftigen Gründe. Kurz bevor Robert abgereist war, hatte er mit dem Bruder eine sehr ernste und lange Unterredung gehabt, und diese hatte auf Bodo einen bestimmenden Einfluß ausgeübt. Eines Abends hatte Robert ihn rufen lassen und ihm ein versiegeltes Aukert übergeben.

„Mein Testament ist das, Bodo“, hatte er ruhig gesagt, „ich lege es in deine Hände für den Fall, daß mir etwas Menschliches passiert, denn ich glaube nicht, daß ich wiederkommen werde!“

Entsetzt hatte Bodo ausgerufen: „Aber, um Gotteswillen, Robert, dann ist es ja ein Verbrechen von dir, diese wahnsinnige Fahrt zu unternehmen und all die blühenden Menschenleben mit dir zu töten, wenn du selbst an den Erfolg nicht glaubst!“

„Du mißverstehst mich, Bodo! — An den Erfolg meines Unternehmens glaube ich mit vollster Ueberzeugung. Mein Werk wird und muß gelingen, und alle, die mit mir ausziehen, werden froh und gesund heimkehren. — Nur ein einziges Opfer wird die große Sache fordern, und das werde ich sein. Es mag ja dies vielleicht nur eine Einbildung von mir sein, aber für den Fall, daß es so ist, mache ich dich, den ich von deiner Kindheit an zu meist geliebt, zum Vollstrecker meines Willens.“

Mein Testament bezieht sich selbstredend nicht auf geschäftliche Dinge, denn diese stehen fest und bedürfen keiner weiteren Erörterung meinerseits. Dieses Testament ist rein ethischer Art.

Es enthält nur eine letzte Gabe an meine Gattin, die du ihr dann übergeben sollst, wenn kein Zweifel mehr darüber besteht, daß ich nicht mehr unter den Lebenden bin!"

Tiefbewegt hatte der Bruder das Päckchen in Empfang genommen und an einem sicheren Versteck wie ein Heiligtum verwahrt.

So oft er konnte, fuhr er nach Schloß Jzingen, wo er in Gesellschaft Leonorens die schönsten Stunden seines Lebens verbrachte. Zwischen ihnen beiden hatte sich ein merkwürdiges Verhältnis herausgebildet, wie zwei Geschwister hingen sie aneinander, und ihr Verkehr hatte so etwas Zwangloses und Natürliches, daß einer dem anderen allmählich unentbehrlich wurde.

Bodo hatte vor Leonore, je mehr er sie kennen lernte, eine Hochachtung bekommen, die an Bewunderung grenzte. Ihr feiner Verstand, ihre aufrichtige Herzensgüte, ihre vornehmen Grundsätze waren Eigenschaften, vor denen für ihn selbst ihre blendende Schönheit völlig in den Hintergrund trat.

Er begriff seinen Bruder vollkommen, daß er diese Frau, die doch nun einmal vor Gott und der Welt sein Eigen war, auch mit einer Leidenschaft liebte, die sich nicht gebieten, nicht aus dem Herzen reißen ließ, denn wer einmal in diesen Augen ernstlich Feuer fing, der war ihnen verfallen fürs ganze Leben.

Das wußte er sehr wohl und dachte oft und lange darüber nach. —

Eines Abends, im März, als draußen die ersten Frühlingsstürme durch die Gassen brauseten, lag Bodo in seinem Wohnzimmer gemütlich auf der Chaiselongue ausgestreckt und philosophierte über allerlei. Der kleine Samobar brummte neben ihm auf dem Tischchen, und ein leiser, feiner Duft von Tee und Zigaretten erfüllte die Luft.

Ab und zu rüttelte der Sturm an den Fensterläden, oder ganz von ferne tönte das Klingeln der Trambahn herein in die Stille.

Er hatte die Arme unter dem Kopfe gekreuzt und blickte unverwandt zur Decke empor.

Seit einigen Tagen quälte ihn etwas.

Er war nämlich in den langen Monaten, da er Leonore kannte, zu einer überraschenden Entdeckung gekommen, die ihm viel Kopfzerbrechen verursachte.

Er glaubte mit Bestimmtheit heraus gefühlt zu haben, daß diese seltsame Frau durchaus nicht durch die Geburt dazu bestimmt war, liebevoller durchs Leben zu gehen, daß im Gegenteil ihr ganzes Empfinden sich nach Liebe und Verständnis sehnte, wie eine im Schatten stehende Blume nach Wärme und Licht. — Woran also lag es, daß Robert, von dessen heißer Zuneigung sie doch überzeugt sein durfte, es niemals verstanden hatte, dieses liebebedürftige Frauenherz an sich zu ziehen?

Was war es, das, ihm selbst vielleicht unbewußt, trennend zwischen ihnen stand.

Sie war eine außergewöhnliche Natur, das war sicher, und Robert war unstreitbar ein ganz seltener Mann — also gehörten diese beiden Menschen doch gewiß zueinander. Hätte Leonore zum Beispiel einen anderen geheiratet, ihn selbst etwa, so würde er vielleicht begreiflich gefunden haben, daß ein Durchschnittsmensch, und wäre er noch so gut und brav, dieser Frau und ihrem starken Geiste auf die Dauer nicht genügt haben würde. — Er kannte sie sehr genau und war seinen Mängeln gegenüber wahrhaftig nicht blind.

Aber Robert?! — Mußte eine Frau nicht unwiderstehlich von seinen Eigenschaften bezaubert und hingerissen werden, je länger, je genauer sie ihn kannte — mußte daraus nicht logisch die Liebe geboren werden?

Wenn sie ihn kannte!

Bei dem Gedanken blieb er plötzlich stehen, und unwillkürlich richtete er sich ein wenig in die Höhe.

Wenn sie ihn kannte! — Das hatte wie ein Blitz in seinen Ideenkreis eingeschlagen und seinem Sinnen eine ganz neue Richtung gegeben!

Kannte sie ihn denn überhaupt?

Konnte sie ihn jemals genauer kennen gelernt haben, wo sie doch von Anfang ihrer Ehe an ihm geflüstertlich ausgewichen war? —

(Fortsetzung folgt.)

Dies und Das.

□ Aus der Welt des Papiers. Auf seinem Siegeszuge im Reiche der Technik erobert das Papier immer neue Gebiete, Näder und Gefäße aus Papier sind jetzt etwas Alltägliches. Die Amerikaner sind neuerdings darauf gefallen, Särge aus Papier herzustellen; sie verwenden dazu eine Masse aus Zeitungspapier, und angeblich sollen diese Särge viel haltbarer als solche aus Eichen- oder Fichtenholz sein; auf jeden Fall aber sind sie billiger. Der Versuch, Boote aus Papier zu bauen, soll von amerikanischen Industriellen tatsächlich im großen Maßstabe geplant sein. Bekanntlich war der Erste, der eine größere Reise auf einem Papierboot machte, der amerikanische Kapitän Johnson, dem die Zeitung des „New York Herald“ aus 3000 Exemplaren ihrer Zeitung ein Papierboot hatte bauen lassen. Je mehr Gegenstände man aber aus Papier herstellt, desto teurer wird es, und desto begreiflicher ist es, daß man immer nach neuen Stoffen sucht, die das Holz als Rohmaterial ersetzen sollen. Man hat mit einigem Erfolg Torf zu verwenden gesucht; ausfichtsvoller erscheinen die Abfallstoffe der Baumwollspinnerei zu sein, die man in Amerika herangezogen hat. Bisher verursachten die Stengel und Kapseln der Baumwolle auf den Plantagen Kosten, denn sie mußten beiseite geschafft oder verbrannt werden. Jetzt lassen sie sich als Papier sehr nützlich verwenden. Das aus Baumwolle hergestellte Papier soll das aus Holz gewonnene an Stärke übertreffen und das aus Lumpen hergestellte an Güte erreichen. Es ist viel billiger, da das Rohmaterial fast nichts kostet. Es soll sich auf etwa 14 Dollar per Tonne stellen. Besonders gut soll es zur Herstellung von Büchern geeignet sein, weil seine Haltbarkeit beinahe unbegrenzt ist.

□ Die Fliege als Bazillenträgerin. Mit der Absicht, seine Theorie, daß Fliegen, und nicht heißes Wetter die gefährlichsten Verbreiter epidemischer Krankheiten sind, zu beweisen, hat der englische Arzt, Doktor Daniel D. Jackson, den ganzen Sommer über Untersuchungen angestellt, die erstaunliche Resultate hatten. Seit dem 23. Mai ging der Doktor täglich auf den Fliegenfang, und verglich die Zahl der gefangenen Fliegen mit der Sterblichkeitsrate des Landes, und kam zu der überraschenden Entdeckung, daß die tägliche Zahl der Todesfälle mit der Zahl der täglich von ihm gefangenen Fliegen so ziemlich im Einklang stehe. Nur an einigen besonders heißen Tagen, an denen aber auch die Sterblichkeitsrate wuchs, war die Zahl der Fliegen bedeutend höher. Bei der bakteriologischen Untersuchung fand er seine Vermutungen in jeder Weise bestätigt. Auf den Flügelpaaren der von ihm untersuchten Fliegen fand er Millionen von Bakterien, und stellte besonders bei einer Fliege mit ziemlicher Sicherheit durch Berechnung die Zahl von sechs Millionen, sechshunderttausend Bakterien fest. Er beabsichtigt jetzt eine Broschüre herauszugeben, in der er die Fliegen als die gefährlichsten Feinde der Menschheit bezeichnet. Er will sein Werk damit krönen, ein Mittel zur radikalen Vertilgung der Fliegen in den Wohnräumen zu entdecken.

□ Das „süße Mädel.“ In einer humoristischen Blanderei über die „Wienerin“ äußert sich im Oktoberheft von Velschagen und Rasings Monatsheften Balduin Groller über das „süße Mädel“, das in der Vorstellung der Leute und vornehmlich außerhalb Österreichs förmlich eine Wiener Spezialität geworden ist, in sehr skeptischer Weise. „Ein Wiener Dichter, Arthur Schnitzler, ist schuld daran,“ meint er. „Er hat sie erfunden, hat den Typus aufgestellt, und er weiß so berückend und überzeugend zu erzählen, daß man ihm gerne jedes Wort glaubt. Ich meine aber, daß er es erstens nicht so — Sie wissen schon wie — gemeint hat, und zweitens, daß er falsch verstanden worden ist. Die Bezeichnung trifft zu auf das Wiener Mädel überhaupt, trete es nun als Tennispielerin oder als Landenmamsell oder als kleine große Dame in die Erscheinung, sie sei nun ein feder Schnabel oder gehöre sie zur timiden, zur schüchternen Sorte. Süß sind sie alle, nur entsprechen sie dem Begriff nicht, der mit der neuen registrierten Schutzmarke gemeiniglich verbunden wird. Das, was das Schnitzlerische Wort zum Ausdruck bringt, ist eigentlich ein internationaler Begriff. Jede Großstadt hat ihre Armee von süßen Mädeln, jene tausendgestaltige, wechselnde, schwankende Masse, die nur ein gemeinsames Merkmal hat, das der moralischen Angestochenheit. Die gibt es natürlich auch in Wien, obgleich es unrecht wäre, es nicht ausdrücklich hervorzuheben, daß das Hauptkontingent zu dieser verlorenen Armee nicht von den Wienerinnen, sondern von den Zugereisten gestellt wird. In diesem Sinne von dem „süßen Mädel“ als von einer Wiener Besonderheit zu sprechen, wäre also durchaus unzulässig und würde auf eine schiefe, ja ungerechte Auffassung schließen lassen. . . . In Paris besteht die Institution; dort blüht der Typus des „süßen Mädels“ in den kleinen sauren Magas, wo die kleinen Grissetten den kleinen Studenten die kleine Wirtschaft führen.“

Die Prinzessin auf Forschungsreisen.

Unter den gekrönten Frauen der Gegenwart nimmt, wie wir als hinreichend bekannt voraussetzen dürfen, die Prinzessin Theresia von Bayern insofern eine bevorzugte Stellung ein, als sie auch der Wissenschaft durch ihre Forschungsreisen schon manchen bedeutsamen Dienst erwies. Zur Zeit bereitet die Prinzessin ein Werk über ihre Reise im westlichen Südamerika aus dem Jahre 1898 vor, das den Namen des Prinzen Arnulf von Bayern gewidmet ist. Wir sind in der Lage, über den Ritt auf den Chimborasso, der ausführlich geschildert wird, folgendes nach den Aufzeichnungen der fürstlichen Forscherin wiederzugeben:

„Der Kamm der Westkordillere war erklimmen, und vor uns ragte urplötzlich, in nächster Nähe, der Chimborasso stolz und majestätisch zum Himmel empor. Auf der ganzen Strecke von Guaranda bis hierher war er hinter anderen Bergen versteckt geblieben, um so überraschender wirkte jetzt sein Anblick. Nun lag nichts mehr zwischen ihm und uns als eine leichte Bodensenke. Jenseits von dieser strebte der gewaltige Bergkoloß über dem Grundgebirge noch 2000 bis 3000 Meter in ununterbrochenem Anstiege auf, zu unterst in der rötlichellbraunen Farbe vulkanischen Gesteins gelleidet, die letzten 1500 bis 1800 Meter nach oben von einer riesigen Firn- und Eiskuppe gekrönt.

Aus dieser erstreckten sich noch einzelne Schneefelder und Gletscherzungen in die öde Gesteinwelt herab, gleichsam einen Uebergang zum schneefreien Fuße bildend. Wahrhaftig, es war der König der Anden, der uns da gegenübergetreten war, erdrückend und unbeschreiblich großartig, und es wurde uns klar, daß wir noch nie einen höheren Berggipfel geschaut hatten.

Von Staunen ergriffen, überwältigt wie bei einer ungeahnten Offenbarung, standen wir vor diesem eisumpanzerten Niesenvulkan, der um so schwindelnder in das blaue Firmament aufzuragen schien, als er hier, wo kein Nachbarberg sichtbar wurde, über seiner weit niedrigeren Umgebung einsam und allbeherrschend thronte.

Von der Kammhöhe führte der Saumpfad in großen Kurven eine Strecke weit abwärts. Eine vielköpfige Lamaherde weidete auf dem sanft geneigten Abhang. Einige Tiere waren gelbgrau, andere einfarbig dunkel, wieder andere dunkel mit weißer Stirn und Brust. Kein Hirt hütete diese Kameliden der Hochanden. Unter uns zur Rechten blieb ein winziger See, der Yahuarcocha, das heißt: Blutsee, zwischen steilen Hängen eingebettet, liegen.

Bald darauf, um 1 Uhr, erreichten wir einen elenden Tambo; er besteht nur aus einer Lehm- und Strohütte mit weit herabhängenden Strohdach. Nach drei Seiten ist diese Hütte notdürftig geschlossen, nach der vierten ist sie offen und bietet Wind und Wetter Einlaß. Hier lockten die schmuckigen Hüttenbewohner für sich und die vorbeiziehenden Tropen. Ich maß 12,5 Grad Cels. Lufttemperatur.

Nach kurzer Rast setzten wir unsern Ritt fort. Der Weg führte jetzt in etwa 3800 bis 3600 Meter Seehöhe, dem Süd- und Südostfuß des Chimborasso entlang, vier bis fünf Stunden ziemlich eben über dem Paramo hinweg. Wir waren nicht mehr zwischen Bergen eingengt wie beim Reiten zur Kammhöhe hinauf. Abgesehen von dem „Rey de los Andes“ zu unserer Linken, dehnte sich um ein ödes, rüden durchzogenes Hochland, welches, soweit das Auge reichte, mit hohem, büschelförmig wachsendem Gras bedeckt war. Wir befanden uns auf einem richtigen Pajonal, in einer jener trostlosen Hochregionen, in welchen das hochstehende, graugrüne und gelbe Fischgras der Landschaft den Charakter ausprägt.

Endlos zog sich der Weg dahin. Glühende Sonne wechselte mit schneidendem Wind. In Verano sind die Ostwinde, welche sich zu gefahrbringenden Stürmen entwickeln können, auf dem Paramo vorherrschend. Aber gerade den heftigen Winden verdankt es der Reisende, daß ihm zu dieser Jahreszeit der Anblick des Chimborasso selten durch Wolken entzogen wird. So trafen es auch wir. Langsam rückten wir über den öden Plan. Gleichendes Gebein von Lasttieren, welche dem Unwetter oder den Reiseumühseligkeiten zum Opfer gefallen waren, auch die verwesenden Körper solcher Tiere lagen von Zeit zu Zeit neben dem Saumpfad. Raubvögel, so riesige, wie wir noch niemals welche

gesehen, schwebten scheinbar ohne Flügel Schlag majestätisch über uns in den Lüften. Es waren Kondore, diese schwarz und weiß gefiederten, größten Geier der Welt, welche nach allem Mahle spähten. Sonst schien auf dem Paramo alles Leben erstorben, und die Natur war unsagbar einförmig und todesstrauig.

Nach zehneinhalbstündigem Ritt und nachdem wir etwa 30 Kilometer zurückgelegt hatten, wurde der am Südostabhang des Chimborasso in 3604 Meter Seehöhe gelegene Tambo Chuquipo erreicht.

Es muß jeden Leser mit hoher Bewunderung erfüllen, unter welchen Strapazen eine Frau und dazu eine Prinzessin diese Reise absolvierte, wie sie alle unangenehmen Begleiterscheinungen geduldig ertrug um der Wissenschaft willen.

Dollarprinzessinnen.

Den Dollarköniginnen und Dollarprinzessinnen ist es in letzter Zeit in der Öffentlichkeit recht schlecht gegangen. Getty Green, die reichste Frau der Welt, hat ihnen ihre Nichtachtung ausgedrückt, Frau Gould, das weibliche Oberhaupt der Milliardärsfamilie dieses Namens, hielt kürzlich einen Sermon über die Unkultur ihrer Genossinnen, und jetzt finden die Gatten und Töchter der Dollararistokraten auch durch den Mund des „berühmten Lieblings“ der amerikanischen Bühne, der schönen Miss Ethel Barrymore, eine vernichtende Kritik. Ungleich ihrer früheren Kollegin von der Bühne, Miss Mabel Gillmann, die trotz ihrer Heirat mit dem millionenschweren Führer des Stahltroups, W. E. Corey, die exklusiven Zirkel der obersten Vierhundert verschlossen fand, ist Miss Barrymore seit Jahren in den Kreisen ein gern gesehener Gast, deren Mitglieder in dem amerikanischen Gegenstück des Gothaer Hofkalenders an erster Stelle stehen. Durch ihre bitteren und ähnden Bemerkungen über den geistigen Tiefstand der New Yorker Gesellschaft dürfte sich aber auch die geachtete Miss Ethel die Freundschaft ihrer Millionärsdönnerinnen gründlich verscherzt haben. Man höre:

„Wenn das ganze gesellschaftliche Element New Yorks durch eine Sintflut hinweggeschwemmt würde, dann würde die Hudsonstadt nicht die schlechteste sein. Die Damen der Gesellschaft in Amerika, besonders in New York, tun nichts Rechtes und geben der Welt nichts. Ihre internationalen Heiraten sind ein schwerer Fehler, da sie nicht genug Kultur, Erziehung od. ernste, geistige Interessen haben, um einen fremden Aristokraten auf die Dauer zu fesseln, oder den Anforderungen der europäischen Gesellschaft zu genügen. Wenn eine New Yorker Dame der Gesellschaft über die Wichtigkeiten einer gewöhnlichen Tischunterhaltung einigermaßen plaudern kann, so mag sie noch erträglich sein. Aber wenn sie im Gespräch irgend etwas berühren muß, was das wirkliche Leben da draußen angeht, oder wenn sie sich in eine Diskussion über politische Fragen, Literatur oder jene mannigfaltigen Interessen wagt, um die sich jeder nur einigermaßen geistig regsame Mensch kümmert, dann wird sie zu einem Menschen von tödlicher Langweiligkeit. Die New Yorkerin der Gesellschaft ist sich immer selbst genug, und ihr Leben wird ausgefüllt durch luxuriöse Einrichtungen, gute Dinners, eine kleine Partie Golf oder Bridge und durch wahnsinniges Automobilfahren.“

Miss Barrymore fügte hinzu, daß sie in ihre Anlagen nicht die Töchter der mittleren Klasse schließe. „Wenn die Lords und Herzöge und Grafen der alten Welt mit den mittleren Klassen zusammentrafen, so würden sie nicht enttäuscht werden. Unter den Mädchen dieser Gesellschaftsschichten finden sich die besten und feinsten Frauennaturen, aber ach — die Aristokraten von jenseits des Ozeans brauchen Dollars und keinen Geist.“ Noch schlimmere Worte der Kritik fand die amer. Bühnenkünstlerin allerdings für die Millionäre und Millionärsöhne. „Ein Millionär ist schlimm genug“, so fuhr sie fort, „aber der Sohn eines Millionärs — uff! Der Durchschnitt der amerikanischen Millionärsöhne hat nicht so viel Gehirn, um sich für eine Sache interessieren zu können. Er hat überhaupt keinen Daseinszweck, er tritt nie in die Welt der Geschäfte ein, ergreift keine politische, wissenschaftliche, künstlerische oder sonstige geartete Karriere, wie es die englischen Gentlemen, und selbst die reichsten, für ihre Pflicht halten. Die einzige Beschäftigung der Dollarprinzen ist, sich in den luxuriösen Klubs herumzuräkeln, Polo oder Golf zu spielen und sich im Glanz der väterlichen Dollars zu sonnen.“

Miss Barrymores Angriffe haben ihren aristokratischen Freunden einen lähmenden Schreck eingejagt. Nur Miss Schouts, die Schwester der auf tragische Weise verwitweten Herzogin de Chaulnes, hat sich soweit wieder von der Wucht dieser Kritik erholt, daß

sie in einer nicht minder scharfen Entgegnung die Ansichten von Miss Ethel Barrymore als „ungerecht, grausam, verkehrt und falsch“ bezeichnet.

Der Schmuck der Wilden.

Der Schmuck der Südseeinsulaner deutet auf einen sehr ausgeprägten Kunstsinne. Die zur Bedeckung des Körpers dienenden Hülsen sind eben so sehr durch reiche Ornamente verziert, wie das Haar in kunstreicher Weise geordnet und die Geräte durch reiche Schnitzerei und Bemalung verschönt sind. Ueber die Haartracht teilt der ehemalige Stationschef im Finschhafen Bruno Marquardt in der Zeitschrift „Kolonie und Heimat“ näheres mit.

Das Haar wird, soweit es möglich ist, durch richtiges Kämmen geordnet, stets aber durch Aufzausen mit den Fingern locker und gefällig gemacht. Die Freude an der Frisur hat dort auch zur Herstellung von kunstvollen Perücken in Haubenform aus Kasuar-Federn oder Baumbärfell geführt. Die Haartracht unterliegt der Mode und wechselt je nach der Fertigkeit. So pflegen z. B. die Bewohner von Adolphhafen ihr Haar in langen dicken Strähnen um den Kopf hängen zu lassen, was bei dieser armen Bevölkerung zumeist der einzige Schmuck bleibt. Es wäre höchstens noch einer nach unseren Begriffen sonderbaren Schmuckart zu gedenken, das sind nämlich Narben, die sich ähnlich unseren Impfnarben auf Brust und Oberarm zeigen und die ausgesprochene „Biernarben“ sind.

Diese seltsame „Verschönerung“, die auch zuweilen den Mützen bedeckt, findet sich auch noch bei anderen Stämmen, z. B. bei den Leuten aus Morroboe, die zudem noch einen wunderlichen Stopfputz zu ihren Tänzen anlegen. Er besteht aus aneinander gereihten Schnäbeln von Nashornvögeln, hinter die auch noch mehrere Reihen von Federn gesteckt werden. Dagegen tragen andere Stämme, z. B. die Bewohner der Insel Siar in der Astrolabebai, den reichsten Schmuck. Auf dem Kopf befindet sich ein wahrer Wald von Hafnenfedern, über denen als kostbares Stück die Zier der Paradiesvögel prangt, der bei festlichen Gelegenheiten hinzugefügt wird. Um die Stirn liegt eine Schmuckbinde aus geschliffenen Muschelblättchen und Hundezähnen, welche letztere ein wertvoller Handelsgegenstand sind. Noch kostbarer sind Eberzähne, die bisweilen aus Muschelringen imitiert werden.

In den Ohrläppchen werden Schildpatttringe getragen, denen sich als Kopfschmuck der Nasenpfeil und ein bis zwei lyraförmige Nasenringe anschließen. Auch um den Hals hängt reicher Zierat, auch hier wieder die imitierten Eberhauer und Brustschilder aus Baumrinde, die mit Muschelblättchen und Hundezähnen verziert und in dunklen Farben gehalten sind. Während des Kampfes wird ein seltsames Schmuckstück in den Mund genommen, so daß zwei darauf befindliche große weiße Muscheln rechts und links aus den Mundwinkeln hervorstehen. Es scheint sich aber dabei mehr um ein Schreckmittel als um eine Zier zu handeln. Außerdem finden sich vielfach Glasperlen europäischen Ursprungs, die um den Leib geschlungen werden. Um Arme und Beine werden kunstreich geschnitzte und bemalte Ringe getragen, die aus Bastfasern gefertigt und mit geschliffenen Kaurimuscheln und Muschelringen verziert sind.

Der Detektiv.

Nach einer 25jährigen erfolgreichen Laufbahn in Diensten der Londoner Kriminalpolizei ist dieser Tage Chefinspektor Dreiw, einer der besten Offiziere von Scotland Yard, in den Ruhestand getreten. Dreiw war einer der erfolgreichsten englischen Detektive der neueren Zeit. Er war, bevor er in Scotland Yard eintrat, vierzehn Jahre lang als Detektiv auf einer Revierstation tätig gewesen. Sein Name wurde kürzlich in Verbindung mit der sensationellen Verhaftung Robert Siebiers und bei den Verhandlungen gegen ihn mehrfach genannt. Schon auf der Polizeistation Vinestreet, wo sich Dreiw unter den smartesten Elementen der Londoner Verbrechervelt befand, zeichnete er sich durch seine Unerschrockenheit und seinen Scharfsinn aus — Eigenschaften, die ihm bei seinen Berufskollegen und der Verbrechervelt den Spitznamen „Tricky Dreiw“ einbrachten, was etwa mit „Dreiw, der Pfiffikus“, übersetzt werden könnte. Während seiner Tätigkeit in Scotland Yard konnte Dreiw sich auch die Bezeichnung eines königlichen Detektives beilegen.

Er war mit König Eduard und sehr vielen Mitgliedern der englischen Königsfamilie persönlich bekannt. Bei großen Staatsanlässen und bei den Besuchen König Eduards in der City war Dreiw immer auf dem Schauplatz. Er wurde kürzlich auch mit der schwierigen Aufgabe betraut, in Begleitung dreier der gewieg-

testen Leute von Scotland Yard den berühmten Gullinan-Diamanten, den die Transvaalstaaten König Eduard zum Geschenk gemacht haben, von London nach Sandringham zur Besichtigung durch den König und die Königin zu bringen. Der Tätigkeit Dreivs ist die Wiederentdeckung von gestohlenen Juwelen im Werte von mehreren Millionen zu verdanken, und in verschiedenen Fällen war er in der Lage, große Juwelendiebstähle zu vereiteln.

Einer der interessantesten Fälle die er erlebte passierte in einem großen Juwelenladen der Regentstreet. Ein falscher Graf, der in einer eleganten Equipage mit librierten Dienern vorfuhr, besuchte eines morgens das Geschäft und besichtigte einige Edelsteine im Werte von mehreren Tausend Pfund, indem er die Absicht kundgab, große Einkäufe zu machen. Er versprach am nächsten morgen wieder zu kommen. Inzwischen hatte die Polizei Verdacht geschöpft, und als der falsche Graf wieder in dem Juwelierladen vorsprach, wurde er von Dreiw in der Maske eines Kompanions des Geschäftsinhabers empfangen.

Der Detektiv erkannte sofort in dem „Grafen“ einen der berühmtesten Juwelendiebe des Kontinents, und dieser fand sich zu seinem größten Erstaunen plötzlich an beiden Händen gefesselt. Die Findigkeit, mit der Dreiw eine außerordentlich große Menge gestohlener Juwelen in Brighton wiederentdeckte und die Diebe im Bett verhaftete, dürfte noch unvergessen sein. Vier Mann hatten für etwa 200 000 M. Juwelen gestohlen, und um sie zu verhaften, war es nötig, in das Haus, in das sie geflüchtet waren, einzudringen. Die Diebe hatten das Haus verbarricadiert und ließen niemand herein, der ihnen irgendwie verdächtig erschien. Eines Sonntags morgens, ganz in der Frühe, erschien „Tricky Dreiw“ mit einigen seiner Kollegen an der Tür als Milchmänner mit Schürzen und weißen Mützen verkleidet. Kaum war die Tür geöffnet, um den anscheinend harmlosen Milchmännern Eintritt zu gewähren, als sich aus diesen handfeste Detektive entwickelten, denen es ein Leichtes war, die noch in den Betten schlafenden Diebe zu verhaften.

Am Schachbrett.

Auflösung zu Nr. 231.

W. Ko3, Dd4, La3, Sb7, Tt8, h5, Bg5

Schw. Ko6, Bd6, f7

1. Dd4 — g4 + beliebig

2. 3fach matt

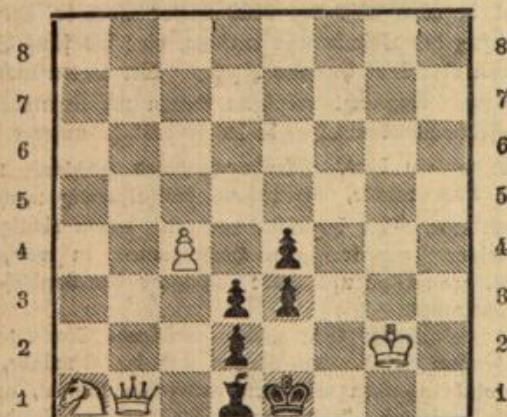
Wichtige Lösungen schickten ein: A. Möller-Wiesbaden — Aug. Merten-Wiesbaden — Ed. Römer-Wiesbaden — Stammtisch Wirtsch-Wiesbaden — Spielecke Kurhaus-Wiesbaden — Frieda Dremel-Wiesbaden — G. Haus-Wiesbaden — C. Schleicher-Wiesbaden — Dr. C. M. Viebrich — W. Münch-Kostheim.

Schachaufgabe:

Von Dr. D. Blumenthal in Berlin.

Schwarz

a b c d e f g h



a b c d e f g h

Weiß

Weiß zieht an und setzt in vier Zügen matt.

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Glos in Wiesbaden.
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers
Konrad Reybold in Wiesbaden.